
HUMAN ENHANCEMENT UND MÖGLICHKEITEN DER ALTERITÄT

von LEONIE ZILCH

Dierk Spreen: *Upgradekultur. Der Körper in der Enhancement-Gesellschaft*, Bielefeld (transcript) 2015

Karin Harrasser: *Körper 2.0. Über die technische Erweiterbarkeit des Menschen*, Bielefeld (transcript) 2013

Rachel Adams, Benjamin Reiss, David Serlin (Hg.): *Keywords for Disability Studies*, New York, London (New York University Press) 2015

Nie mehr vertrocknete Zimmerpflanzen dank Bluetooth-Sensoren, eine ausgewogene Ernährung und genügend Bewegung dank Schrittzählern und Gesundheits-Apps, streng rhythmisiertes Atmen mit der Apple Watch – die technologische Durchdringung unseres Körpers und Alltags begegnet uns mittlerweile in vielfältigen Gestalten. Während die Medientheorie die mit diesen technischen Entwicklungen einhergehenden Vorstellungen von Körperlichkeit und Konnektivität untersucht, kann eine Medien- und Technikethik Narrative entwickeln, in denen die technologische Durchdringung des Körpers auch dann als gerechtfertigt anerkannt wird, wenn sie nicht der Optimierung desselben dient. Eine solche Medien- und Technikethik macht trotz oder innerhalb des *human enhancement* Alterität möglich. In diesem Spannungsfeld zwischen Selbststeigerung, Selbstüberformung und alternativer Körperlichkeit bewegen sich die drei hier besprochenen Bücher. Sie präsentieren Ansätze, neu über Körperlichkeit, Handlungsurheberschaft und körperliche Vielfalt nachzudenken. Während Dierk Spreen zunächst nach den

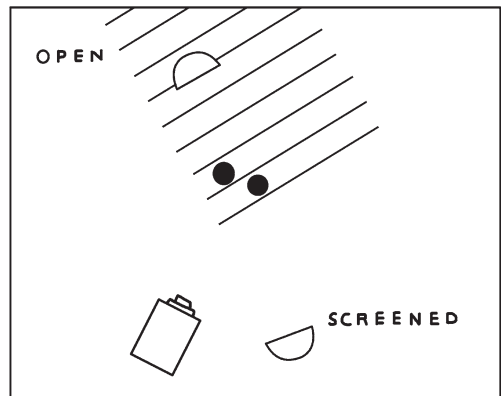
Ursachen unserer Optimierungskultur fragt und letztlich die Erhaltung und Förderung der von Helmuth Plessner beschriebenen «exzentrischen Positionalität» des Menschen als Kriterium vorschlägt, dem sich die technologische Optimierung unterordnen muss, verabschiedet Karin Harrasser den Menschen als frei wählendes, souveränes Subjekt und fordert, Erzählungen teilsouveränen Handelns zu kultivieren. Die Herausgeber_innen von *Keywords for Disability Studies* hingegen laden dazu ein, Begriffe wie *technology* oder *prosthetics* noch einmal neu mit der Brille der Disability Studies zu betrachten, da in keine andere Disziplin der Gedanke von Alterität so sehr eingeschrieben ist wie in diese.

Zunächst zu Dierk Spreen: Er beschreibt das Vorhaben seines Essays als «den Versuch einer Kulturdiagnose», die sich nicht davor scheue, auch «Stellung» zu beziehen (S. 13). Seine Diagnose lautet: Wir leben in einer Enhancement- und Upgradekultur, in der ein Optimierungsdispositiv im Vordergrund steht, demzufolge «alle [...] jederzeit und in Hinsicht auf jede soziale Rolle »Exzellenz« anzustreben [haben]» (S. 107). Um den «differenten »Ursprüngen« der körperbezogenen Optimierungsidee» (S. 13) auf die Spur zu kommen, untersucht Spreen verschiedene, alltägliche Kontexte, die bereits nachhaltig vom Ideal der technologischen Optimierung des Körpers geprägt wurden. Entsprechend gliedert sich der Essay in zehn etwa gleich lange Teile, unterteilt in drei einführende Kapitel mit grundbegrifflichen Erwägungen zur Maschinenmetaphorik und dem Cyborgbegriff sowie fünf Kapitel mit Beispielen aus unserer Lebenswelt (erweiterte Realitäten, Prothetik,

Krieg, Weltraum, Science-Fiction). Parasport, Krieg, Raumfahrt und das Science-Fiction-Genre beschreibt Spreen als «exzeptionelle Laboratorien» (S. 119), in denen – mögliche Gesellschaftsentwicklungen vorwegnehmend – Körper-Enhancement bereits jenseits des «medizinischen Therapiedispositivs» (S. 88) erprobt werde. Mit diesem neuen, medial propagierten Körperverständnis verändern sich die Bewertungskriterien eines «guten» Körpers, so Spreen. «Gesundheit» und «Natürlichkeit» als Orientierungsmarken würden von «technologische[r] Optimierung» und «artifizielle[r] Verbesserung» (S. 9) abgelöst.

Es stellt sich daher die Frage, wie wir mit diesem Optimierungsdispositiv umgehen sollen. Der Essay mündet entsprechend in den letzten beiden Kapiteln, Spreens Ankündigung gemäß, in eine «beurteilende und kritische Perspektive («Sozialtheorie»)» – wobei er seiner Untersuchung ein «weites Verständnis» (S. 13) von Sozialtheorie zugrunde legt, der zufolge eine Sozialtheorie sich dadurch auszeichnet, theoretische Aussagen über soziale Zusammenhänge zu treffen und dabei wertende Stellungnahmen oder Sinndeutungen enthalten kann.¹ Zu diesem Zweck diskutiert und kritisiert Spreen abschließend Giorgio Agambens Machtanalytik und Bruno Latours Akteur-Netzwerk-Theorie als letztlich ungeeignet, die Dynamik der Normalisierung des Optimierungsdispositivs adäquat zu fassen. Für Spreen ist es vielmehr die philosophische Anthropologie Helmuth Plessners und mit ihr die «Erhaltung und Förderung menschlicher Weltoffenheit und exzentrischer Positionalität» (S. 135), an der sich technologische Optimierung zu messen hat.

Plessner spricht von einer «exzentrischen Positionalität des Menschen», weil sich der Mensch, wenn er sich auf seine Umwelt bezieht, zugleich reflexiv auf sich selbst beziehen muss.² Er hat einen Körper, über den er verfügen kann, und ist zugleich Leib, der sich manchmal der Kontrolle des Subjekts entzieht. Das Gewinnbringende an diesem Konzept ist für Spreen, dass Plessner unkontrollierbare Körperreaktionen wie Lachen, Weinen oder Phantomschmerzen nicht als problematisch ansieht, sondern als Phänomene begreift, die nach Interpretation und Bedeutungszuschreibung verlangen.³ Mit dieser Sichtweise auf den Menschen können ihm zufolge auch Cyborgerfahrungen problemlos in unser Selbstverständnis integriert werden. Ebenso löse sie Probleme wie die Frage nach der Handlungsurheberschaft, etwa wenn eine technologische Software (z. B. eine Prothese) das ausführende Organ einer Handlung ist. Fehlleistungen der Technologie können

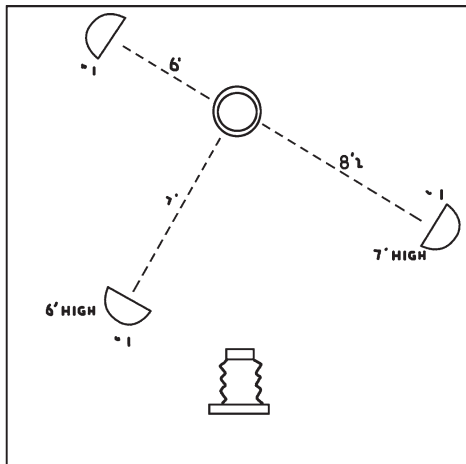


mit Plessner als ebensolche undisziplinierten leiblichen Äußerungen bewertet werden. Nicht eine totale Willensouveränität, sondern die exzentrische Positionalität zwischen Körper und Leib gilt hier als Charakteristikum menschlichen Seins. Solange diese Positionalität, d. h. die spezifisch menschliche Weltoffenheit und Handlungsfreiheit, durch die innere Technisierung nicht aufgehoben werde, bleibe der Mensch – welche Gestalt er auch annehmen mag – Mensch.

Überzeugend und anschaulich rekonstruiert Spreen in seinem Essay den Wertewandel, der zu der diagnostizierten Upgradekultur geführt hat. Dank der klaren Struktur und den zahlreichen Alltagsbeispielen eignet sich der Essay besonders für Leser_innen, die mit den Debatten rund um die Technisierung des Körpers und Human Enhancement noch nicht vertraut sind. Für die weiterführende Debatte der Kultur- und Medienwissenschaft ist vor allem die Erinnerung an die philosophische Anthropologie Plessners als Möglichkeit, Körperlichkeit und Handlungsurheberschaft neu zu denken, von Bedeutung.

Auch Karin Harrasser geht in ihrem Essay *Körper 2.0* der Frage nach, wie wir uns gegenüber der potenziellen Steigerungslogik der technischen Bearbeitung des Körpers verhalten können. Ihr geht es jedoch nicht darum, den Mensch Mensch bleiben zu lassen, sondern «die Population der politisch Handelnden und dabei den Humanismus selbst zu erweitern» (S. 59). Das Schlagwort, auf das Harrassers Argumentation hinausläuft, lautet Teilsouveränität.

Anders als Spreen baut Harrasser ihre Arbeit weniger block- als netzartig auf. Das Hauptthema assoziativ umspannend, orientiert sich ihre Argumentation dicht an den von ihr ausgewählten Gegenständen, hält inne, schaut



zurück, schiebt Exkurse (z. B. in die Pataphysik) ein. So diskutiert sie beispielsweise im sechsten Kapitel die Risiken von «Corporate Cyborgs» wie Google und setzt sich für «weniger daten- und lichtdurchflutete Prothesen» und deren Eigenschaft, «sichtbare Zeichen der Alterität zu sein» (S. 82), ein, bevor sie im darauffolgenden Kapitel eine sehr präzise und durchdachte «knappe Geschichte des verbesserbaren Menschen» (S. 85) von der Aufklärung bis Latour vornimmt. Aufgrund der Dichte und Komplexität der Abhandlung werde ich im Folgenden nur auf ein paar ausgewählte Aspekte ihrer Argumentation näher eingehen.

Harrasser beschreibt unsere aktuelle Situation im Feld der technischen Körperbearbeitung als «neoliberale Techno-Biopolitik» (S. 12), in der wir auf zahlreiche Paradoxien und Spannungen stoßen, z. B. zwischen der Freiheit zur Selbstverbesserung und den Grenzen zur Selbstüberformung. Jede technische Modifikation sei immer auch eine Abgabe von *agency* an nicht-menschliche Akteure. Für diese Situation gelte es, tragfähige Begriffe, Erzählungen und Figuren zu entwickeln (vgl. S. 13). Sie schlägt vor, die «aktuellen Verwicklungen zwischen Selbststeigerungslogiken, Technologien und Körpern historisch zu situieren» (S. 11), also nach dem «Milieu» zu fragen, das den Wunsch nach technischer Selbstüberarbeitung hervorbringt. Der Begriff des Milieus ist bei Harrasser an einen Medienbegriff gebunden, der nicht danach fragt, was Medien sind, sondern was Medien tun. Medien bestimmt Harrasser als Milieus, «in denen etwas Geltung und Wirksamkeit erlangt» (S. 71). Dabei bevorzugt sie den Begriff des «Milieus» gegenüber Marshall McLuhans Verständnis von Medien als Umwelten. Letzteres tendiere in eine naturalistische Richtung,

fixiere die Umwelt als *natura naturata*, während der Begriff des «Milieus» in Richtung einer *natura naturans*, «eines in Veränderung begriffenen Geflechts von Kräften und Beziehungen» (ebd.), tendiere. Macht sei in diesem Geflecht nicht abwesend, sondern andauernd und überall anwesend, allerdings nicht als von «den Medien», «der menschlichen Natur» oder «der Gesellschaft» ausgehend. Sie artikuliere sich vielmehr «in mikroskopischen Quanten» und formiere sich dabei «punktuell zu einem Block, der Stabilität und Unvermeidbarkeit suggeriert» (ebd.). Mit einem solchen Medienbegriff gebe es keine Stufen und Verbesserungen, keinen «Körper 2.0», es gebe nur gute oder weniger gute Lösungen für situationsspezifische Probleme. Der Mensch sei weder mangelhaft noch gottgleich, sondern ein Akteur unter vielen.

Einer solchen Sichtweise entgegen steht die Idee von *adaptability*, d. h. die Ansicht, dass körperliche Defizite Anderskörperliche, aufgrund ihrer besonderen Eignung für technische Verbesserungen, «übermenschlich» machen. Als Vertreter_innen eines solchen Körperbildes diskutiert Harrasser den Biomechatroniker Hugh Herr und Aimee Mullins, Leichtathletin und Model, die beide Unterbeinprothesen tragen und sich dem *Adaptability*-Gedanken entsprechend als «Humans 2.0» oder «superabled» beschreiben. Harrasser gibt zu bedenken, dass trotz der identitätspolitischen Nachvollziehbarkeit solcher Selbstzuschreibungen die Brücke zu Hightech und Design sehr ambivalent zu bewerten ist. Anderskörperlichkeit allein reiche nämlich nicht aus, um an diesem Wettbewerb der Selbststeigerung zu partizipieren: Ebenso seien finanzielle Mittel sowie bestimmte persönliche Eigenschaften (z. B. Leistungsbereitschaft, körperliche Selbstdisziplin, Klugheit und Witz), die als «wertschöpfend» (S. 21) erachtet werden, notwendig. Hinzu käme eine Vorstellung vom eigenen Körper als Besitz, in den investiert werden kann oder muss, die also den prothetischen Ansatz als alternativlos betrachtet. Die Ursprünge eines solchen «technofetischistischen Narzissmus» (S. 33) datiert Harrasser auf die Zeit des Ersten Weltkriegs. Prothesen seien im 20. Jahrhundert aufs Engste verknüpft mit Ideen der Effizienz- und Leistungssteigerung in Fabrik und Militär und mit Selbststeuerungslogiken in Lifestyle und Bedürfnisökonomie. In einem solchen Körperverständnis sei jede_r «potenziell behindert» und damit beauftragt, sich kontinuierlich zu verbessern. Ausgehend von diesem Verständnis sei auch die Faszination und Popularität der Paralympics zu erklären. Die paralympischen Athlet_innen treten laut

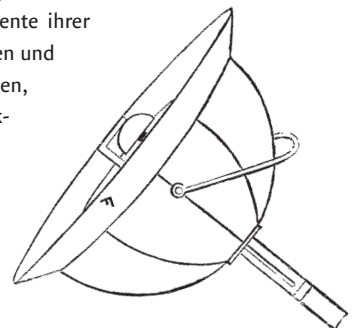
Harrasser den «ultimativen Beweis dafür an [...], dass der große Mythos des kognitiven oder affektiven Kapitalismus wahr ist: [...] Jeder kann es schaffen, der nur hart genug (an sich) arbeitet» (S. 58).

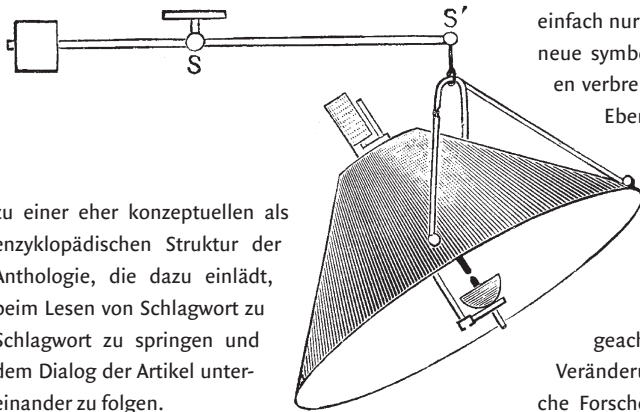
Als alternatives Narrativ in Anlehnung an den Milieubegriff schlägt Harrasser eine parahumanistische Sichtweise vor, die Sport als «bestimmte Form der Assoziierung von Menschen, Geräten und Infrastrukturen» begreift (S. 63). Ein Parahumanismus würde die Aufmerksamkeit vom Individuum und dessen Leistungen zum kooperativen Charakter von Sport verschieben und grundsätzlich in Frage stellen, was wir als sportliche Leistung verstehen. Prothesen sind laut diesem Verständnis «parahumane Mithandelnde», die als solche weder gut noch schlecht sind, «weder mechanische Zurichtung noch reine Potentialität» (S. 65).

Doch welche Bilder und Narrative haben wir, um zu verstehen, dass wir «von sozialen und maschinischen Technologien durchdrungen» sind, dass wir «von nicht-menschlichen Wesen behaust» (S. 111) werden, dass wir mit Technologien «soziotechnische *assemblage[n]*» (S. 115) eingehen? Harrassers Antwort lautet: Wir müssen akzeptieren, dass immer etwas mithandelt, wenn wir handeln, etwas mitdenkt und mitempfindet, sprich: unsere Teilsouveränität anerkennen. In einer «Epoche der Ubiquität von Vitalitäts- und Produktivitätsimperativen» sei gerade die Verweigerung souveränen Handelns – passiv sein, zum Objekt werden, also mit ganzer Kraft «teilsouverän» sein – ein mögliches Narrativ und eine begrüßenswerte, interessante «Form der Widerständigkeit» (S. 119). Doch es geht Harrasser nicht nur darum, das Konstrukt des Menschen als frei wählendes, souveränes Subjekt zu verabschieden, sondern vor allem darum, «eine Arena des Handelns» (S. 60) zu eröffnen, die allen teilsouveränen Akteuren Raum gibt. Da teilsouveränes Handeln nicht generalisierbar ist, gelte es, die Möglichkeit zu schaffen, dass alle Anwesenden – in welcher Form auch immer – Widerspruch artikulieren können. Dafür bedürfe es einer Epiphanomenologie, die anerkennt, dass Wahrnehmung und Ausdruck auch jenseits der menschlichen Auffassungsgabe liegen können. Essenziell ist für Harrasser die Dimension des Historischen, «denn nicht alles, was mithandelt, befindet sich im Hier und Jetzt» (S. 126). In diesem «Vorraum des Denkens und Handelns» (ebd.) würden sich ungangene Wege finden, die erneut aufgegriffen werden können. Kulturwissenschaft werde so zur «*slow science*» (S. 127), zur ständigen Suche nach neuen Lösungen und Narrativen für ungelöste Probleme.

Harrassers Essay zeichnet sich durch eine beeindruckende Klarheit und Dichte der Argumentation aus. Indem sie Ansätze aus der Medien- und Kulturwissenschaft, der Philosophie und Techniksoziologie miteinander vereint, entwickelt sie ein Konzept teilsouveränen Handelns, das zwar, wie sie selbst sagt, eine Vermischung und Komplizierung des Handelns bedeutet, aber gerade dadurch neue Möglichkeiten eröffnet, über Handlungsurheberschaft und den Status des Körpers in Zeiten seiner technologischen Durchdringung nachzudenken.

Die Anthologie *Keywords for Disability Studies*, so könnte man meinen, hat sich bereits diesem Konzept der Teilsouveränität verschrieben: Laut den Herausgeber_innen Rachel Adams, Benjamin Reiss und David Serlin besagt eine Grundannahme der Disability Studies, «that there is no neutral or objective position from which to regard the human body and its differences» (S. 4). Entsprechend seien die Essays in *Keywords for Disability Studies* weder objektiv noch neutral – im Gegenteil: Die 67 Autor_innen seien dazu aufgefordert gewesen, aus ihrer jeweiligen Expertise heraus zu schreiben, sich dabei aber an ein breites Publikum aus unterschiedlichen Disziplinen zu richten. Die Wahl der Schlagwörter spiegelt diese interdisziplinäre Perspektive wider. Neben Einträgen wie «Illness», «Rehabilitation» oder «Stigma» finden sich auch solche, die man eher in einem Schlagwortbuch der Sozial- und Humanwissenschaften erwarten würde, wie «Technology», «Communication» oder «Work». Die Bandbreite der gewählten Begriffe begründen die Herausgeber mit dem Glauben, dass die Betrachtung der jeweiligen Gegenstände durch die Brille der Disability Studies eine neue Perspektive auf das ganze Spektrum menschlicher Aktivität eröffnen kann. Den Versuch eines solchen über den eigenen Forschungsbereich hinausgehenden interdisziplinären Blicks bilden die Artikel aus *Keywords for Disability Studies* selbst. Während des Schreibprozesses waren die Autoren und Autorinnen dazu aufgefordert, auf einer Wiki-Seite Fragmente ihrer Texte zu veröffentlichen und zur Diskussion zu stellen, um somit bereits strukturell eine inklusive Perspektive zu etablieren, wie sie die Disability Studies grundsätzlich einfordern. Dies führt





zu einer eher konzeptuellen als enzyklopädischen Struktur der Anthologie, die dazu einlädt, beim Lesen von Schlagwort zu springen und dem Dialog der Artikel untereinander zu folgen.

So kritisiert etwa Carol Padden unter «Communication», ausgehend von der Gebärdensprache, unser einseitiges Verständnis von Sprache als hauptsächlich gesprochener Sprache und schlägt ein Konzept von Kommunikation als grundlegend «multimodal» (S. 45) vor. Folgen wir daran anschließend Douglas C. Bayntons Eintrag zu «Deafness», werden wir mit der Frage konfrontiert, ob es mit technisch-medizinischen Möglichkeiten wie dem Cochlea-Implantat (einer Gehörprothese für Gehörlose, deren Hörnerv noch intakt ist) und der voranschreitenden Stammzellenforschung in Zukunft überhaupt noch gehörlose Menschen und damit Gebärdensprache geben wird. Kann eine Zeichensprache existieren, wenn es keine Mitglieder mehr in einer Gemeinschaft gibt, die auf sie angewiesen sind? Im Falle des Cochlea-Implantats führt uns diese Frage zurück zum Verhältnis von Technik und Körper. Padden favorisiert ein Verständnis von Technik als Erweiterung von Körper und Geist, als «one part of an activity within which the human body operates rather than a supplement to that activity»⁴ (S. 45). Mara Mills reiht dieses Verständnis von Technologien als soziotechnische Systeme der Benutzung in ihrem Schlagworteintrag zu «Technology» in die Genese des Technikbegriffs ein. Die Auseinandersetzung mit Technik seitens der Disability Studies ist noch recht jung, so Mills, da der fehlende Zugang zu und durch Technologien als eine zentrale Ursache von Behinderung angenommen werde. Ebenso würden Disability-Theoretiker_innen den in der Technik- und Medienwissenschaft üblichen Gebrauch von Behinderung als Metapher oder Modell (z. B. der «behindernde» Effekt moderner Technologien) als ausbeutend kritisieren. Mills gibt zu bedenken, dass Repräsentationen von Behinderung in Texten und audiovisuellen Medien nicht

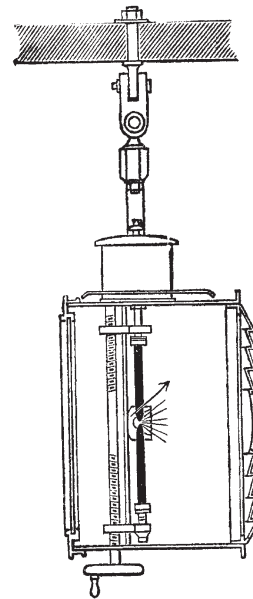
einfach nur gängige Diskursbilder wiedergeben, sondern neue symbolische Assoziationen schaffen, Terminologien verbreiten und Praktiken des Sehens disziplinieren.

Ebenso umstritten sei die Bezeichnung «assistive technology», da sie den paternalistischen Beigeschmack habe, Menschen mit Behinderung seien bedürftig, abhängig und immer auf Hilfe angewiesen. Zudem befördere der Begriff die Idee einer schnellen, technischen Lösung als Königsweg, ungeachtet anderer Faktoren wie Bildung, sozialer Veränderung oder «community support» (S. 178). Manche Forscher_innen würden ein «universal or inclusive design» (S. 179) fordern, um die Kategorie der «assistive technology» als überflüssig aufzugeben. Tatsächlich erfahren wir von Christina Cogdell im Beitrag «Design», dass zeitgenössische Trends in der Planung und Gestaltung von Gebäuden oder dem Arbeitsbereich eine zunehmend inklusive Perspektive einnehmen.

Adams, Reiss und Serlin ist es mit *Keywords for Disability Studies* gelungen, eine kompakte Kartografie des Begriffsspektrums der Disability Studies vorzulegen, die ihre Leser_innen vor allem durch ihre konzeptuelle Struktur besticht und zum Verweilen einlädt. Ausgehend vom Stichwort «Design» wären wir möglicherweise zu «Access» oder «Prosthetics» gelangt und von dort aus zu «Citizenship» und «Education» oder «Passing» und «Freak». Historische Ereignisse finden sich nicht als eigener Eintrag wieder, sondern werden unter dem jeweils passenden Schlagwort thematisiert. Da die Anthologie auch in die Disability Studies einführen soll, werden ebenso wenig spezialisierte Termini wie «neurodiversity» oder «posthumanism» als eigene Schlagworte aufgeführt, sondern an gegebener Stelle erklärt. Dennoch eignet sich das Buch auch für mit dem Forschungsfeld vertraute Leser_innen, da es eine knappe, sachliche Übersicht über die aktuelle Debattenlage gibt und dazu einlädt, den ein oder anderen Begriff mit der Brille der Disability Studies noch einmal neu zu denken.

Das Engagement für körperliche Alterität ist in die Disziplin der Disability Studies eingeschrieben wie der Begriff der «Wahrheit» in die Philosophie. Als Konglomerat aus den Kultur- und Sozialwissenschaften, eng verbunden mit der Queer-Theorie, erlaubt sie, körperliche Vielfalt jenseits heteronormativer Normalisierungsbestrebungen zu untersuchen. Mensch-Technik-Assemblagen aus der inklusiven Perspektive der Disability Studies

zu denken könnte sich auch für die Medienwissenschaft lohnen. So ließe sich etwa fragen, inwiefern Spreens Vorschlag, Plessners «exzentrische Positionalität» und die Erhaltung und Förderung menschlicher Weltoffenheit als Kriterium für technologische Optimierung einzuführen, mit einer inklusiven Perspektive, die selbstverständlich auch Menschen mit geistiger Behinderung umfasst, vereinbar wäre. Schließlich knüpft die Fähigkeit zur Selbst-reflexion als notwendige Bedingung exzentrischer Positionalität an ebenjenes Narrativ des Menschen als frei wählendes, souveränes Subjekt an, das Harrasser zurückweist. Vielleicht ist es an der Zeit, dass wir uns von dem Bild des Menschen als dem einzig souveränen Gestalter der Welt verabschieden und Harrassers parahumane Sichtweise ernst nehmen. Was ist eigentlich so schlimm daran, «nur» teilsouverän zu sein?



1 Spreen stützt sich hier auf die einleitenden Bemerkungen von Hans Joas und Wolfgang Knöbl in dem von ihnen herausgegebenen Buch *Sozialtheorie. Zwanzig einführende Vorlesungen*, Frankfurt/M. 2004.

2 Vgl. dazu Helmuth Plessner: *Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie*, 3. Aufl., Berlin 1975 [1928].

3 Vgl. dazu Helmuth Plessner: *Lachen und Weinen. Eine Untersuchung der Grenzen menschlichen Verhaltens*, in: ders.: *Gesammelte Schriften*, Bd. 7, Frankfurt/M. 1982 [1941], 201–387.

4 Unter *activity* versteht Padden alle Möglichkeiten des Ausdrucks von der Geste zum Nicken bis zu starrem Blickkontakt und schließlich den performativen Aspekten des Handelns innerhalb der Institutionen, in denen wir uns bewegen, wie z. B. Zuhause, Schule, Arbeitsplatz (vgl. S. 44).

